

Editorial

HeldInnen werden konstruiert. Die Kategorie Geschlecht spielt dabei insofern eine zentrale Rolle als die Konstruktion auf einem differenztheoretischen Modell aufbaut. Helden sind in der Regel männlich. Wenn Frauen zu Heldinnen erklärt werden, so deswegen, weil sie die Grenzen, die ihrem Geschlecht diskursiv gezogen sind, überschritten, weil sie ihre „weiblichen Tugenden“ besonders mutig verteidigt oder weil sie die „Pflichten des Alltags“ still erfüllt haben. Die diesen HeldInnenkonstruktionen zugrunde liegenden normativen Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, die Männlichkeit mit Aktivität – als Voraussetzung für Tapferkeit, Kampfeskraft und Wagemut – und Weiblichkeit mit Passivität – als Voraussetzung für stille Pflichterfüllung – verbinden, tragen dazu bei, die bestehende asymmetrische Geschlechterordnung festzuschreiben. Dies wird besonders deutlich am Themenkreis „Held und Nation“, der dominant von männlichen Helden besetzt wird. Frauen finden in der Heroenhalle meist nur dann einen Platz, wenn sie von allgemein Männern zugeschriebenen Tugenden angetrieben werden.

Die bekannteste Nationalheldin im europäischen Kontext ist sicher Jeanne d'Arc. Ihr Beispiel illustriert, wie variabel Heldenmythen gestaltet und den jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Bedürfnissen angepasst werden können. Als Amazone, Heldin oder Jungfrau konnte Jeanne d'Arc von den unterschiedlichsten politischen Strömungen instrumentalisiert werden. Den über 12.000 Werken, die über sie entstanden sind, wollten wir nicht noch ein weiteres hinzufügen, sondern in diesem Heft den Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert richten, gewissermaßen als historische Höhepunkte des „nationalen“ Heldentums.

Karin Liebhart und Béla Rásky spüren dem Zusammenhang von Held und Nation/Staat in der österreichischen und ungarischen Geschichtsschreibung vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart nach. Auch wenn die beiden, ehemals „staatstragenden Länder“ der österreichischen Monarchie eine dreihundertjährige gemeinsame Geschichte (1526–1918) aufweisen, so könnten die Heldenkonstruktionen kaum unterschiedlicher sein. In der ungarischen Geschichtsschreibung gibt es unzählige, in ganz unterschiedlichen Kontexten angesiedelte „nationale“ Helden, auch wenn die 1848er-Revolution einen wichtigen Markstein nationaler Heldenkonstruktion bildet. Die österreichische Geschichtsschreibung beschränkt sich dagegen weitgehend auf die Konstruktion regionaler Helden. Den großen Geschichtsmymen beider Länder gemeinsam ist, dass sie Frauen keinen Platz zuwiesen. Zwar mangelte es da wie dort nicht an

mutigen Freiheitskämpferinnen, die als Heldinnen hätten konstruiert werden können. Die traditionelle Geschichtsschreibung sah und sieht die Frauen aber eher in der Rolle der „stillen Heldinnen des Alltags“. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass es während des Nationalsozialismus als „heldenmütig“ galt, wenn „arische“ Frauen ihre „Pflicht für Führer und Volk“ erfüllten, indem sie viele Kinder zur Welt brachten. Mit der Heroisierung des Alltäglichen war der Weg für eine Depolitisierung des Alltags geebnet.

Ein ganz anderes HeldInnenbild begegnet uns in den im Anschluss an eine Tagung über „Sozialistische Helden“ formulierten Überlegungen von Silke Satjukow und Rainer Gries. Sie führen den (partei-)politisch motivierten Versuch vor, die Kosmonautin Valentina Wladimirowna Tereschkowa als sozialistische Heldin zu kreieren. Sie sollte dem weiblichen Teil der sozialistischen Gesellschaft als Vorbild dienen und das Gefühl vermitteln, dass jeder Mensch das Potenzial zum Helden besitzt, in jedem die Möglichkeit zum Außergewöhnlichen existiert. Die von der Werteskala typisch männlicher Tugenden übernommenen Attribute – Mut, Tüchtigkeit, Fleiß und Ausdauer –, die Valentina Tereschkowa in der Heldinnenerzählung und Präsentation zugeordnet werden, waren als geschlechtsneutrale Werte der sozialistischen Gesellschaft gedacht, denen die weiblichen Tugenden anzugleichen waren. Die Frage, ob dieses Ideal nicht eine Scheingleichheit zwischen den Geschlechtern postulierte, die der Realität der Ungleichheit nicht entsprach, war in der sozialistischen Gesellschaft kein Thema.

Beim „wahren“ Heldentum, das eng mit dem Patriarchat verknüpft ist, klirren die Waffen. Diesen Zusammenhang deckt Karl Kaser in einer kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichtsschreibung über den „Balkanhelden“ auf. Patriarchale und militärische Traditionen fördern bis heute die Rollenkongruenz von Führer, Oberhaupt, Herrscher, Vater und Held. Anstatt diesen Zusammenhang zu analysieren, greifen sowohl traditionelle Geschichtsschreibung wie auch Printmedien auf das Konstrukt des Balkanhelden zurück, um – so die These Karl Kasers – allgemeine gesellschaftliche Aggressionen zu personifizieren und die strukturellen Ursachen der Konflikte zu verschleiern. Wie die Reaktionen auf den 11. September zeigen, nützen auch Gesellschaften mit einer angeblich weniger stark ausgeprägten patriarchalen Tradition das Konstrukt des Helden, um Katastrophenerfahrung und Konflikte zu bewältigen und die Nation zusammenzuschweißen. Vielleicht tun sich Feministinnen auch deswegen mit dem Thema „HeldInnen“ so schwer, weil der Zusammenhang mit Krieg, Patriarchat und Männlichkeit dem skizzierten Konzept immanent ist.

HeldInnen werden aber nicht nur nachträglich konstruiert, sie werden auch real produziert. Die Frage nach ihrer Produktion führt zu andern Kontexten und Bildern, deckt andere Funktionen und Gebrauchsweisen auf, wie der Beitrag von Ruth Dawson verdeutlicht. Ruth Dawson analysiert die Flut von deutschsprachigen Druckschriften und bildlichen Darstellungen von Katharina II. Sie nimmt die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erschienenen Texte und Bilder als Indiz dafür, dass Katharina II. bereits zu ihren Lebzeiten zum Star, zur *celebrity*, gemacht wurde. Das Konzept der „Berühmtheit“ unterscheidet sich grundsätzlich von jenem des Helden, der Heldin. Zwar wird, dem Konzept des Helden, der Heldin analog, ein Wunschbild erzeugt, das durch die Abhebung des Identifikationsobjektes von der Zielscheibe der Projektion in

ungreifbare Ferne rückt. Anders als beim Helden wird aber gleichzeitig durch die Betonung des Gewöhnlichen, Trivialen und Alltäglichen eine Nähe zwischen RezipientInnen und Berühmtheit geschaffen und ein Markt für die Darstellung des Stars erzeugt, der seinerseits wieder Voraussetzung für das Entstehen von Zelebrität ist. Damit bedienen der Starkult, die Zelebrität, ganz andere Bedürfnisse und Interessen als der Held im Kontext von Staat und Nation, wenngleich es – beispielsweise im Bereich des Sports – Überlagerungen und Überschneidungen gibt. Auf den ersten Blick scheint das Konzept der Zelebrität weniger geschlechtergebunden als das der Helden. Die Inszenierung von Katharina II. erinnert in vielem an die Inszenierung des Sonnenkönigs Ludwig XIV. oder Kaiser Leopolds I., die wir aus den Arbeiten von Peter Burke und Maria Goloubeva kennen. Am Beispiel von Katharina II. wird jedoch zugleich deutlich, dass in Bezug auf die Sexualisierung von Macht und Reichtum geschlechterspezifische Unterschiede bestehen. Die Darstellung von Katharina als sexuell unersättlich und machtbesessen kann mit Ruth Dawson als Intimisierung ihrer Macht interpretiert werden.

Um eine spezifische Form der Zelebrität am Ende des 20. Jahrhunderts geht es im Artikel von Anette Baldauf über die Stars der Popkultur. Die neuen weiblichen Kultfiguren des Pop heißen nicht mehr Heldinnen, sondern Ikonen. Sie bestimmen das Bild, das sich die Welt von ihnen machen soll, selbst – ganz im Sinne der postmodernen „Technik des Selbst“. Mittels einer wohl durchdachten Körperpolitik, die sich der Mode und Kosmetik bedient, stellen sich die Ikonen in auffälligen Posen dar und inszenieren sich – weit entfernt vom Ideal der „natürlichen“ Körperlichkeit der zweiten Frauenbewegung – in einer zur künstlichen Manieriertheit gesteigerten Weiblichkeit. Anette Baldauf betont in dieser verfremdeten Künstlichkeit der „blonden Brigade der Teenage-Performerinnen“ das Spiel mit weiblichen Rollenmustern, die „neue“ ironische Handhabung der traditionellen Weiblichkeitskonzepte. Das Bild des *good girl* wird ironisch verfremdet zum „Spezial Effekt“ der Weiblichkeit, zur Karikatur. Die vermutete Absicht der Subversion durch Parodie, auf die in dem Beitrag aufmerksam gemacht wird, ist nicht von der Hand zu weisen. Gleicherweise Hand in Hand mit dieser *technology of gender* geht aber auch ein grandioses Konzept der Vermarktung, das große Geschäft, das diese Ikonen der Popkultur betreiben – gemeinsam mit den Kosmetikfirmen, den Modedesignern und den Barbiepuppenerzeugern, welche die Ikonen der Popkultur als Modell gebrauchen. In Weiterführung von Judith Butlers Thesen, denen Anette Baldauf folgt, ist in dieser Art der modernen Geschlechterperformanz der Versuch zu sehen, mit normativen Befehlen der Gesellschaft umzugehen, die mit der Verwirklichung des postmodernen Credo des „make yourself“ verbunden ist: Das total vermarktete künstliche Weiblichkeitsideal und seine Protagonistinnen entpuppen sich somit als Bündnispartnerinnen der ausbeutenden Schönheitsindustrie, die sich der modernen Weiblichkeitskonstruktionen bedient.

Zu fragen ist, ob das Credo des „make yourself“ wirklich erst eine Erfindung der Gegenwart ist. Ein wenig bekanntes Beispiel, auf das hier nur hingewiesen werden kann, ist Regula Engel (1751–1853), die am Ende ihrer lesenswerten Lebensgeschichte fragt, was sie wohl zu dieser Heldin gemacht habe. Ihre Antwort verweist nicht auf das Außergewöhnliche als Grundlage des Heldinentums, sondern auf das Alltägliche wie

gesunde Nahrung und Arbeit. Regula Engel, die 21 Kinder geboren hatte, gehörte jedoch nicht nur als Mutter zu den „stillen Heldinnen des Alltags“, sie präsentiert sich in ihren Memoiren auch als eine überaus mutige Amazone und aktive und entscheidungsfähige Frau und macht damit deutlich, wie situativ und kontextabhängig die (Selbst-)Konstruktion des Heldinnenbildes sein kann.

Auch der offene Beitrag des Heftes gehört in den Kontext des Heldinnenthemas. Anuschka Tischer rekonstruiert die diplomatische Mission von Renée du Bec-Crespin, Gräfin von Guébriant, die 1645 als erste Frau formell mit dem Amt als Botschafterin betraut wurde. Sie gehört zum Kreis jener berühmten Frauen – *femmes fortes*, *femmes illustres*, *femmes héroïques* –, die in den letzten Jahren in der Literatur- und Geschichtswissenschaft entdeckt wurden. Ihr Beispiel fordert heraus, über das Exzeptionelle in der Geschichte und seine geschlechtergeschichtlichen Implikationen erneut nachzudenken. Die Erzählung von einer außergewöhnlichen Frau lässt sich leicht als Folie verwenden, um gewöhnliche Frauen und angeblich „normale“ Weiblichkeitskonzepte zu konstruieren beziehungsweise festzuschreiben. Doch bietet das in diesem Aufsatz zusammengetragene Material über die Handlungsräume und Handlungsmöglichkeiten von Frauen in der Politik (als Botschafterin, Botschafter-Gattin und -Witwe) auch einen Ansatzpunkt, den Zusammenhang von Frauen, Politik und Macht in der Frühen Neuzeit neu zu akzentuieren.

Die Beschäftigung mit HeldInnen und *celebrities*, mit Vorbildern, Kultfiguren, Ikonen und berühmten Frauen ist eng verbunden mit der Frage, ob und wie man überhaupt aus einer feministischen Perspektive Lebensgeschichten schreiben kann. Zu diesem Themenkomplex haben wir Natalie Zemon Davis gebeten, mit uns ein Gespräch zu führen. Wir fragten sie, wie sie die schwierige Beziehung zwischen Feminismus und Heldinnen erklärt und wie sie ihre eigenen Arbeiten in Bezug auf ein Heldinnenkonzept verorten würde. Ihre Antworten formulierte Natalie Zemon Davis in einem zusammenhängenden Text, in dem sie ihr Forscherinnenleben seit der Studentinnenzeit unter dem Aspekt ihrer sich wandelnden Einstellung zu verschiedenen Heldinnenkonzepten erzählt. Auf diese Weise ist eine wissenschaftliche (Kurz-)Autobiografie entstanden, für die wir Natalie Zemon Davis herzlich danken.

Waltraud Heindl und Claudia Ulbrich